N12<527804596 021
LS
ubTÜBINGEN

Arbeiter in der Tamil-Mission.

Bekannt ist, daß die vielnamigen Stämme, welche das weite Indien bewohnen, sich hauptsächlich in zwei große Zweige theilen, die arische und die drawidische Bevölkerung. Es scheint jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die letztere einmal so ziemlich das ganze weite Land vom schneebedeckten Himalaya bis zum Vorgebirg Kumari (Komorin) eingenommen hatte: ein Jäger-, Fischer- und Hirtenvolk, das auch den Ackerbau betrieb, beherrscht von Stammesältesten und kleinen Fürsten, jedoch fast mehr noch von Dämonen, die es wegen ihrer Macht, zu schaden und zu segnen, nach Kräften zu versöhnen trachtete. Ihre Verwandten finden wir nach den Vergleichungen, welche die Sprachen bieten, in den Scythen oder Turaniern, mit welchen die alten Perser zu kämpfen hatten, sowie besonders in den finnischen Völkern, welche einst auch Mitteleuropa durchstreiften.

Durch die Einwanderung der japhetischen Arier wurde diese drawidische Urbevölkerung theils verdrängt, theils unterworfen und assimilirt. Dieß geschah besonders im Lande der großen Stromgebiete des Indus und Ganges, wo sie in Masse eindrangen, daher sich dort nur spärliche Ueberreste drawidischer Sprachen bei kleinen Gebirgsvölkern (wie in den Radschmahal-Bergen Bengalens, bei den Brahuis im Westen des Indus ꝛc. ꝛc.) bis heute erhalten haben. Im Süden aber des großen Windhja-Gebirges, in der Halbinsel Dekkan (Südland) haben die Arier mehr nur durch Kolonien ihrer Fürsten und Weisen ihren Einfluß verbreitet; Heiligthümer der Brahmanen und Höfe von Kschatriya- und Drawida-Königen in bunter Mischung wurden die Mittelpunkte einer neuen Civilisation, welche zum Theil merkwürdige Compromisse mit dem altdravidischen Herkommen schloß, und in vielen Gebieten nur theilweise durchdrang. Hier wurde die drawidische Sprache in mehreren Dialekten, wie Telugu und Karnataka sammt Tulu im Norden, Tamil und Malayalam im Süden, mit dem Sanskrit der Eindringlinge verquickt und zur Schriftsprache herangebildet. Fortan nahmen diese Länder an allen innern und äußern Kämpfen des eigentlichen Indiens lebhaften

Antheil. Sie haben die verschiedenen Phasen des Buddhismus und seinen langwierigen Streit mit dem Brahmanismus, sowie die kleinern Kämpfe der Siwa- und Wischnu-Anbeter mit durchgemacht; haben in ähnlicher Weise wie die Hindustani's dem Eindringen der Muhammedaner lange widerstanden, theilweise auch sich ihrer bis zuletzt erwehrt, um endlich in Folge des großen Seehandels und des Eifers der europäischen Mächte um seinen Besitz der Herrschaft Großbritanniens anheimzufallen. Damit sind sie wohl das erstemal seit ihrem Entstehen Bestandtheile Eines großen Reiches geworden.

Das Tamilland nimmt die südöstlichste Ecke der Halbinsel ein. Der Name desselben ist wohl eine Corruption des ursprünglichen Drawida-Namens, welcher vielfach auch Dramila geschrieben wird, während die Tamiler in der alten Sprache Ceylons immer als Damilo figuriren. Die Tamiler sind auch diejenigen Drawider, welche diesen Namen der ganzen großen Völkerfamilie zu verewigen am meisten Anspruch haben, was auch immer seine ursprüngliche Bedeutung sein mag. Sie stehen nämlich bei den übrigen Völkern des weiten Indiens als die am wenigsten arischen in einem gewissen Verruf. Von den 56 Ländern, welche dasselbe umfassen soll, gilt Drawida für das ärmlichste, das am schwächsten civilisirte, d. h. brahmanisirte.*) Von allen Indiern scheinen auch die Tamiler sich am leichtesten in fremdes Wesen zu finden, wie sie denn nicht blos den Kern der Madras-Sipahiregimenter bilden, sondern auch weithin durch Indien und darüber hinaus dem Europäer als Diener folgen oder als Taglöhner, Kulies (von kuli = Lohn) sich auf die entferntesten Gestade und Inseln begeben. Irgendwie muß dasjenige Volk Indiens, welches jetzt drei Viertheile seiner gesammten protestantischen Christenheit befaßt, einen etwas galiläischen Beigeschmack haben.

Das Tamilland theilte sich übrigens von Anfang an in mehrere Gebiete. Seine reichgesegnete Mitte bildet der Tschóla-Kreis (Tschola mandala, woher die Portugiesen den Namen Choro-mandel schöpften, jetzt Koromandel), das untere Stromgebiet und Delta der Kaweri, eines Flusses, der dem sonst vom Nordostmonsun (im Okto-

*) Ein Vorwurf, der freilich auch von dem hartnäckigen Bestand des Buddhismus in dieser Ecke Indiens herrühren mag; ein anderer Name für Tamiler, besonders in den Grenzbezirken, lautet nämlich Arawa, das „Moralisten" bedeuten kann, vom tamilischen Stichwort des Buddhismus aram Pflicht = dharma.

ber) nur spärlich beregneten Strich die reichliche Bescherung des Regens von den westlichen Ghats zuführt. Hier ist frühzeitig Damm- und Kanalbau mit allem Zubehör indischer Reiskultur eingeführt worden; es ist ein Land alter Königstädte, wie Ureiyur und Tandschaur, und ebenso berühmter Tempel (Tschidambaram, Kumbakonam, Srirangam bei Tirutschinapalli u. s. w.). — Nördlich davon erstreckt sich zwischen dem Meer und den Ostghats ein weniger fruchtbarer, theilweise sandiger und gebirgiger Strich bis Palikat hin, der zu Zeiten gleichfalls dem Tschola-König unterworfen war. Hier ist Kantschipuram das größte Heiligthum, Tschendschi die Königsburg. — Westlich vom Kaweri-Gebiet liegt das Reich Tschera, das durch den Bergeinschnitt bei Pälakädu (Palghat) sich gegen Malabar hin ausdehnte. — Das hügelige Südland aber, Pändi genannt, hatte erst an Kolchei eine schon zu Christi Zeit den Westländern bekannte Handels- und Hafenstadt, sodann an Madura einen vielgenannten Sitz von Göttern, Königen und Weisen. Von dort erstreckte sich Tamil-Sitte westlich bis in die Nähe von Tiruwanandapuram (Trevandram) und östlich über die Nordhälfte der Insel Ceylon. Die Zahl aller Tamiler mag sich auf 10 Millionen belaufen.

Von den Kämpfen ihrer Könige unter sich und mit ihren Nachbarn ist wenig Bemerkenswerthes zu erzählen. Wichtiger ist, daß am Tungabhadra seit 1340 ein neues Reich entstand, das der Rayer von Widschajanagara, welches die norddrawidischen Länder (Karnataka und Telugu, auch Tulu) umfaßte, und 200 Jahre lang die vom Norden andringende muhammedanische Macht mit aller Kraftanstrengung aufhielt, auch die Tamilkönige von Tschendschi, Tandschaur und Madura sich zinsbar machte. Es war auf religiöse Duldung basirt; europäische und muhammedanische Abenteurer waren da willkommen, wenn sie nur den gefürchteten Reitern der Pathanis sich keck entgegenwarfen, auf Pferden, die mit großen Kosten von Ormuz und Maskat herbeigeschafft wurden. Dieses Rayerreich blühte noch zur Zeit, da die Portugiesen (1498) sich auf der Westküste Indiens festsetzten, und sank erst, als auch ihre Macht den Höhepunkt erreicht hatte. Die Bekämpfung der Muhammedaner war ihr gemeinsames Interesse, das die Portugiesen zur See und an den Küsten verfolgten, wie die Rayer auf dem Hochland des Dekkan. Durch die verbündeten muhammedanischen Mächte wurde 1564 bei Talicota am Krischnafluß der Rayer auf's Haupt geschla-

gen und seine Residenz zerstört. Sofort zerbröckelte das Reich und es trat im südlichen Indien eine Zeit grausiger Verwirrung ein, in der auch ein streifender Mahrattahäuptling 1674 im Tscholakreis sich festsetzen und die neue Taudschaur-Dynastie begründen konnte, während verdrängte Telugu-Barone und erobernde Muhammedaner andere Gebiete einnahmen und an den Küsten Holländer, Engländer, Franzosen und Dänen Handelskomptoire gründeten.

1. Franz Xavier.*)

Es ist nicht unsere Absicht, ein neues Leben des vielgepriesenen Heiligen zu schreiben, dessen Aufgabe es war, den Tamilern zum erstenmal das Christenthum in der römischen Form zu bringen. Nur was er für die indische Mission gethan, soll hier kurz geschildert werden. Während uns scheint, daß der feurige Eifer und die Wahrheitsliebe des Mannes alle Anerkennung verdienen, gibt doch sein Wirken in dieser Mission den Eindruck, daß ihm zu einer grundlegenden Thätigkeit die rechte Umsicht, Selbstbeschränkung und Ausdauer fehlten. Wie hätte er sonst in den zehn Jahren seiner Thätigkeit so viele Länder besuchen können! Seine Bedeutung für das Christenthum in Asien liegt viel mehr in dem Eindruck, den seine selbstvergessende Arbeit auf die geistlosen Portugiesen, und rückwirkend auf seine Freunde in Europa machte, als in dem, was er für die Eingebornen Indiens gewirkt hat.

Als Repräsentant des kaum erst (27. Sept. 1540) gestifteten Jesuitenordens und mit der ganzen Vollmacht eines päpstlichen Legaten versehen, schiffte sich Franz Xavier, 35 Jahre alt**), am 7. April 1541

*) The Missionary life and labours of F. Xavier, taken from his own correspondence. By H. Venn. London 1862. Gesammelte Briefe des heiligen F. Xaver. Augsburg 1794. Dazu die Werke von Massei, Acosta, Jarric, Bartoli ꝛc.

**) Gewöhnlich läßt man ihn 1506 geboren sein. Bedeutend älter erscheint er in der Vita F. Xaverii, libr. VI. Horat. Tursellini. Antverp. 1596, allwo (p. 6) seine Geburt ins Jahr 1497 verlegt wird, wie ihn dieser Biograph (p. 110) auch 45 Jahre alt in Goa landen läßt. Schon auf der Schwelle begegnen wir der Unsicherheit, welche der jesuitischen Geschichtschreibung eigen zu sein scheint. Wir halten uns daher meist an Xaviers eigene Briefe.

in Lissabon nach Indien ein. Martin Alfonso de Souza, der neue Vicekönig des portugiesischen Asiens, fuhr mit ihm hinaus, angewiesen, den spanischen Gast, der mit ihm an der Tafel saß, auf's Beste zu ehren. Am 6. Mai 1542 landete man in Goa, wo Xavier sich über die herrschende Sittenlosigkeit und das laue Wesen auch der Geistlichkeit von Herzen betrübte und nach Kräften unter den Europäern zu reformiren trachtete. Nicht nur besuchte er nun die Hospitäler und führte Katechisationen in den Kirchen ein; er gründete auch mit Hilfe frommer Männer ein Seminar (collegium), das er mit sechzig Zöglingen füllte und seinem Gefährten Paul und dem Franziskaner Jac. Borba zur weitern Leitung übergab, voll der Hoffnung, daß in wenig Jahren eine Anzahl tüchtiger Arbeiter für die Kirche daraus erwachsen werde. Fünf Jahre später schrieb er seinem Freunde Loyola, daß diese Aussicht auf eingeborne Arbeiter sich zerschlagen habe; wolle man, daß die Religion die Jetztlebenden überdaure, so müßten neue Rekruten aus Europa gesandt werden. Das arme Indien sei noch nicht so weit, christliche Tugenden hervorzubringen.

Das schreibt er nicht, nachdem er etwa selbst Jahrelang an diesen Jünglingen gearbeitet hatte; vielmehr hat er sich schon im Laufe des ersten Jahrs vom Vicekönig sagen lassen, die meiste Aussicht auf Bekehrung biete die Fischerküste im südlichen Pandilande. Dort hatte ein Kaufmann von Cochin, ein Herr Cruz, gefunden, daß die Parawer (Fischer) von den muhammedanischen Händlern, welche seit Jahrhunderten an jenen Gestaden sich der Schifffahrt bemächtigt hatten, sehr gedrängt und beeinträchtigt wurden. Er redete ihnen zu, ihre Häuptlinge (Pattankatti d. h. Steuereinnehmer) nach Kotschi (Cochin) zu senden, um portugiesischen Schutz anzusprechen. Das geschah im Jahr 1538; und da die Leute sich bereit erklärten, Christen zu werden, wenn man ihnen helfe, die Abgesandten sich auch gleich taufen ließen, zum Beweise, daß es ihnen ein Ernst sei, wurde ihnen eine Flotte zur Hilfe gesandt und die ganze Kaste in wenig Tagen getauft. Es sollen ihrer 20,000 gewesen sein; ein Lehrer blieb nicht bei ihnen.

Kaum war die Regenzeit vorüber, als Xavier sich aufmachte, diese neuen Christen zu sehen. Im December 1542 langte er vor der Küste an, und landete am Kap Kumari, nachdem Sousa erst die Mohren, welche den Fischern wieder Boote abgenommen hatten, zurückgeschlagen und die eroberten Schiffe den Parawern geschenkt

X. Franz v. Loyola stiftete 1540. den Jesuiten-Orden.

hatte. Es war ein armes Völkchen. Auf alle Fragen, die der Missionar durch seine Begleiter, mitgenommene Zöglinge, an sie richtete, bekam er nur die Antwort: wir sind Franken d. h. Christen. So ließ er denn das Credo, das Vater Unser, Ave Maria und die zehn Gebote nothdürftig in ihr Tamil übersetzen, versammelte die Dorfgemeinde um sich und lehrte sie diese Worte nachsprechen. Er that dieß von Ort zu Ort, indem er mit einer Glocke in der Hand herumzog, die Leute damit zusammenrief und, am Sonntag namentlich, diese Formeln von allen nachsprechen ließ. In etwa vier Wochen hatten sie dieselben gelernt.

Nun findet er aber, daß noch Viele sich mit dem Schnitzen von Götzenbildern abgaben und auch sonst kein besonderer Fortschritt bemerklich wurde. Also verfaßte er noch eine eigene Ermahnung an die Taufkandidaten, die gleichfalls vorgelesen wurde, ehe einer die Taufe empfieng, zu deren Schluß ein Salve Regina angestimmt wurde, um den Schutz der h. Jungfrau anzuflehen. Es kam vor, daß an einem Tage ein ganzes Dorf getauft wurde*): so konnten bald dreißig Dörfer für christliche Gemeinden gelten. In jedem Dorfe wurde nun ein Exemplar der kurzen Christenlehre niedergelegt und ein Vorsteher (Kanakkapilla, Rechner, Schreiber) gewählt, der die Uebrigen lehre, Nothtaufen verrichte und namentlich an Festtagen die Hauptstücke des Glaubens vorsage. Als Gehalt bekamen diese Männer 4000 Goldfanam von dem Vicekönig. Daß die Fischerchristen von dieser Art des Unterrichts viel Nutzen gezogen hätten, wird kaum anzunehmen sein. Sechzig Jahre später noch ärgert sich ein anderer Jesuit, daß z. B. im credo das Wort: Ich glaube, mit „Ich will" übersetzt worden sei. Nach fast zwei Jahren (im August 1544) versteht Xavier das Tamil noch nicht, klagt vielmehr, daß auch er von seinem Dollmetscher nicht verstanden werde; so bleibe ihm wenig, das er thun könne, nämlich: Kinder taufen und Nackten und Hungrigen beistehen. Freilich hat er wohl 1000 Heidenkinder, die im Sterben lagen, getauft, und hofft, sie werden seine Fürsprecher droben geworden sein. Hatte gleich bei seinem Eintritt die glückliche Entbindung einer Frau, der er unter den Wehen die Taufe ertheilt hatte, ein günstiges Vorurtheil für ihn geweckt, so schickte er

*) Loyola hat seinen Freund und Jünger wegen dieses raschen Taufens rückhaltslos getadelt.

nun oft seine Knaben mit Kruzifixen zu den Kranken und konnte melden, daß die Auflegung derselben in den meisten Fällen Genesung bewirke.

Großer Eindruck auf die Umwohner war jedoch mit solchen Operationen nicht zu erzielen. Zwar ließ sich auch ein Brahmane taufen, der dafür als Lehrer angestellt wurde, aber seine Beweggründe werden nicht offenbar. Er blieb der einzige. Ein anderer Gelehrter hätte wohl die Taufe angenommen, wenn sie verborgen bleiben konnte, doch dazu wollte Xavier mit Recht sich nicht verstehen. Einmal disputirte er in einem Tempel mit 200 Brahmanen, die seine Lehre und Person als lobenswerth anerkannten, aber es für unmöglich erklärten, ihre gesicherte Stellung aufzugeben.

Die christlichen Parawer übten auch keinen günstigen Einfluß auf ihre Umgebung aus. Xavier schickte den Amtsdiener aus, um Weiber, die sich noch mit Arrak berauschten, auf drei Tage einzusperren und um einen Fanam zu strafen. Den Pattankattis droht er, wenn sie in ihren alten Lastern, ihren Lustbarkeiten und Tänzen fortfahren, werde er sie geschlossen nach Kotschi führen lassen und von der Rückkehr nach Punical werde dann nicht mehr die Rede sein. Seinen Mitarbeiter, Fr. Mansilla, ermahnte er, mit allem Ernst den Werkstätten nachzuspüren, da die Götzen heimlich fabrizirt werden. Uebrigens möge ihm Gott Geduld verleihen, das erste Erforderniß im Verkehr mit diesem Volke, das der Unrath des Menschengeschlechtes sei; die Schwachheitssünden seien mit viel Langmuth zu tragen und ein heiteres Gesicht beizubehalten, auch wenn einen die Leute beständig mit den kleinen Anliegen quälen, die ihre einzige Sorge ausmachen!

Das war im März 1544, zu einer Zeit, da er schon Indien zu verlassen und etwa den Priester Johann in Aethiopien aufzusuchen gedachte. Was ihm den längern Aufenthalt unerträglich machte, war das gewissenlose Treiben der Portugiesen. Da ist z. B. ein Portugiese, der sich Menschenraub erlaubt; ein anderer, Paiva, der Gouverneur des Hafens Tuticorin (Tuttukudi), bedrückte die Christen aufs gewissenloseste und mußte von Xavier mit den Schrecken der Inquisition bedroht werden, an deren Vorstand, Prinz Heinrich, er selbst zu schreiben entschlossen war. Nur durch solche Schreckmittel kann er hoffen, die Portugiesen in leidlicher Ordnung zu halten. Ueber jedem Beamten muß die Drohung schweben, daß er, Xavier,

ihn aus dem Buche des Lebens zu streichen vermöge. Wie glücklich erscheint ihm in dieser Umgebung das Loos eines Knechtes Christi, der da wirken dürfte, wo noch keine Europäer sind, „da diese immer niederreißen, was wir aufgebaut haben." Das Leben ist ihm oft eine Last, wenn er so viel Böses unter seinen Landsleuten findet und es doch nicht zu hindern vermag.

Xavier suchte sich nun an den König von Travankor (Tiruvidankodu) zu machen, welcher die Südküste diesseits und jenseits der Ghats beherrschte, selbst aber dem Nayer zinsbar war. Er besuchte dessen Verwandten und Stellvertreter in der Nähe von Manapädu, den die Portugiesen schwer gereizt hatten. Doch gelang es ihm, den Fürsten zu besänftigen und sogar ein Geschenk von 2000 Goldfanam zur Erbauung christlicher Kirchen von ihm herauszulocken. Uebrigens scheint der Fürst selbst kaum im Stande, den zugesagten Schutz der neuen Christengemeinden wirksam zu machen. Nicht nur ließen sich die eingebornen Satrapen, Pilla (Kind) genannt, wenig sagen; die Steuereintreiber, die mit Heeresmacht herumzogen (sie heißen Badaga's d. h. Nördlinger, Telugu's), suchten sogar im Sommer 1544 die Parawa's mit solchen Bedrückungen heim, daß diese ans Kap Kumari flüchteten, wo Xavier selbst sie aufsuchte, mit Nahrung versah und nach Manapädu brachte. Daselbst versprach der Radscha, er wolle sie „nach Kräften" schützen, d. h. wenn die Badaga's kommen, sie wenigstens zuvor benachrichtigen, daß sie Zeit zur Flucht gewännen. Diese Pilla's und Badaga's scheinen es übel vermerkt zu haben, daß die Portugiesen auf der Küste hausten, als wären sie herrenloses Land. Sie fielen daher im August über Tuticorin hin, verbrannten dem portugiesischen Gouverneur Haus und Schiff, und nöthigten ihn zur Flucht auf die nahen Inseln.

Von diesen hatte eben Mannar große Bedeutung erlangt, indem dort die unter den Fischern der Küste angezettelte Bewegung sich fortpflanzte und viele derselben katholisch wurden. Der Tamil-König von Jaffna (Yälpänam), der nördlichen Halbinsel Ceylons, hatte nun zwar sich selbst den Portugiesen unterworfen und zu einem jährlichen Tribut von 4000 Dukaten verpflichtet, aber der Uebertritt seiner Unterthanen zum Glauben der Oberherrn reizte ihn dergestalt, daß er die Neubekehrten mit Truppen überfiel und ihrer 600 (?) niedermachen ließ. Sogar seinen, dem Christenthum geneigten Sohn soll er in seiner Wuth ermordet haben.

Wie nun Xavier schon im letzten Jahre die Sitze der portugiesischen Macht, Kotschi und Goa, besucht hatte, um die lässigen Regenten zu treuerer Pflichterfüllung anzustacheln, so machte er sich auch jetzt auf den Weg. Er reiste im November 1544 durch Travankor, wo er in einem Monat 10,000 Fischer getauft haben soll (in 10 Dörfern zwischen Virindscham und Perumanel, und 7 Dörfern weiter gegen Norden); ein Unternehmen, dessen Gelingen er selbst der Thätigkeit des bekehrten Malabaren Antonio Fernandez zuschreibt, eines eifrigen, dabei vorsichtigen und erfahrenen Mannes, an dessen Rath er sich beständig halte. Von Kotschi, wo er den 16. Dezember anlangte, begab er sich nach Goa und erreichte dort, daß die Regierung den König von Mannar zu vertreiben und durch seinen, dem Christenthum geneigten älteren Bruder, zu ersetzen beschloß. Ausgeführt wurde übrigens dieser Strafzug erst sechzehn Jahre später. —

Wir bekommen hiebei einen kläglichen Eindruck von dieser Art des Missionirens. Ueberall ist entweder Intrigue oder Gewaltanwendung das Mittel, die Herrschaft der Kirche auszudehnen. Xavier gebraucht die ihm selbst gründlich verhaßten Behörden, um seinem Werke Vorschub zu thun, ohne zu bedenken, wie er damit nur erreicht, daß der katholische Name mit dem Parangi Namen identifizirt und zum Abscheu aller Hindu's gemacht wird. Parangi (Franke, d. h. Portugiese) hieß hinfort jeder katholische Christ, sogar in der Kirchensprache der Neubekehrten!

Nun aber gieng Xavier einen Schritt weiter. Er schrieb an König Joao III über den Stand der Dinge im portugiesischen Asien. Zunächst empfiehlt er ihm den, eben jetzt nach zwölfjährigem Dienst aus Malabar heimkehrenden, bischöflichen Vikar Mig. Vaz, als einen Eiferer für Gottes Ehre, zu näheren Mittheilungen über Indien. Sodann aber verlangt er geradezu, daß der König seinen christlichen Pflichten besser nachkomme, wozu der einfachste Weg der wäre, daß er einen andern Gouverneur nach Goa sendete, dem aufs strengste aufgetragen würde, fürder in der Hauptstadt kein Heidenthum mehr zu dulden, alle Götzen aufzusuchen und zu vernichten, ihre Bildner zu strafen, jeden Feind des Evangeliums entschieden niederzuhalten, dagegen die Neubekehrten durch Gehalte für ihre Verluste zu entschädigen, den christlichen Fischern den ganzen Ertrag der Perlfischerei zu überlassen ꝛc. Wir nehmen ihm den Schritt nicht übel, denn es

sah elend genug aus im portugiesischen Indien, so daß Xavier einen Gesinnungsgenossen in Portugal, Rodriguez, beschwören konnte: „Laß nicht zu, daß einer deiner Freunde im königlichen Dienst nach Indien geschickt werde; denn der allgemeine Brauch hat dem Diebstahl an den öffentlichen Kassen nicht blos die Gehässigkeit, sondern alle Schuld benommen. Ueberall wird beständig geraubt und zusammengescharrt" ꝛc. Wie sollte aber einem solchen Verderben ein einziger Mann, und wäre er Vicekönig, zu steuern vermögen?!

Und mit diesem Schritt hat Xaviers zweijährige Wirksamkeit in der Tamil-Mission ihr Ende erreicht. Nicht ganz mit Unrecht fällt Abbé Dubois*) darüber das Urtheil: „Franz Xavier, völlig entmuthigt durch die unüberwindlichen Schwierigkeiten in seinem apostolischen Laufe und durch die offenbare Unmöglichkeit, wirkliche Bekehrte zu machen, verließ das Land nach zwei bis drei Jahren. Wo sollte ein Mann nichts ausrichtete, konnten seine Nachfolger kaum hoffen, glücklicher zu sein." Nur sollte er hinzusetzen: mit seinen Mitteln. Daß sich mit andern Mitteln, mit geduldiger Erlernung der Sprache, mit unerschütterlicher Ausdauer auch gegen die Feindseligkeit europäischer Behörden, vor allem mit dem Worte Gottes, in Kraft und Leben übergegangen und den Indiern, Dravidern wie Ariern, zugänglich gemacht, etwas ausrichten ließ, haben Ziegenbalg und seine Nachfolger gehörig gezeigt. Und auch die Nachfolger Xaviers und Dubois finden jetzt, daß sich unter einer protestantischen Regierung mit mehr Hoffnung auf Frucht Mission treiben läßt, als mit allen Schrecken portugiesischer Waffen oder Inquisitionen.

Wir verfolgen noch kurz den weitern Verlauf von Xaviers Leben. Er begab sich zunächst nach Nagapatnam, um die Expedition gegen den König von Jaffna und Mannar abzuwarten; diese zerschlug sich aber, als eines der portugiesischen Schiffe am feindlichen Ufer strandete und die übrigen gegen Auslieferung seiner werthvollen Ladung sich zum friedlichen Abzug verpflichteten. Xavier reiste also schweren Herzens weiter nach des h. Thomas Grab (Mailapur bei Madras), und suchte dort ein Schiff nach Malakka zu bekommen.

---

*) Siehe seine Letters on the state of Christianity in India. 1825.

Seine bekehrten Parawa's übergab er der Fürsorge seines Ordensgenossen Mansilla, der mit einem spanischen und drei malabarischen Priestern den Dienst auf der Fischerküste versehen solle. Er selbst sei hier nicht mehr nöthig. Mansilla möge nun mit den Geldmitteln, die der freigebige Cruz spende, Schulen errichten, die Kinder unausgesetzt in den Grundlehren des Glaubens unterrichten und dazu von Dorf zu Dorf reisen. Ueber die malabarischen Geistlichen habe er genaue Aufsicht zu führen, daß sie nicht in Unkeuschheit fallen; sündigen sie, so möge er sie rasch und strenge züchtigen.

Er besuchte sodann Malakka und die Molukken, wo er erfahren durfte, daß an einzelnen Portugiesen sein selbstverläugnendes Beispiel nicht verloren gieng. Im Januar 1548 finden wir ihn wieder in Kotschi, wo bereits von Wundern, die er bewirkt haben sollte, geredet wird. Von hier schreibt er den Vätern seiner Gesellschaft in Travankor: Glaubt mir, Alles was wir an Indiern zu thun vermögen, beschränkt sich auf zwei Stücke: wir müssen Kinder taufen und sie unterweisen, sobald sie dafür empfänglich sind.*) Thut nun das aufs fleißigste, jenes, indem ihr selbst herumzieht, dieses durch geschickte Katechapilla's, die ihr durch Examinationen der Kinder bei euren Besuchen im Athem erhaltet. Seid treu im Dienst der Armen und Kranken, stiftet allenthalben Frieden. Die, welche Götzenbilder machen, straft mit Verbannung. Vor den Portugiesen aber dürft ihr eure Christen nie tadeln, sucht da vielmehr sie zu entschuldigen und zu loben; im Uebrigen laßt euch angelegen sein, mit den Portugiesen gut auszukommen und namentlich den Statthalter günstig zu stimmen.

Den König aber bittet er (20. Jan. 1548): Jeden Vicekönig und Gouverneur, welcher für die Mission nicht thätig gewesen sei, nach seiner Rückkehr in die Heimat mit Gütereinziehung und langjährigem Gefängniß zu strafen. „Denn nicht wir, sie haben die Gelegenheit, Christen zu machen, und sie sollen sie benützen. Wenn nämlich bei der Ausbreitung des Glaubens das Ansehen des Königs oder seiner Statthalter uns im Stiche läßt, so ist alle Mühe vergebens.**) Glaubet es mir, der

*) „Aus Indien werden nur wenige Weiße oder Schwarze in den Himmel kommen, außer solche, die schon vor dem vierzehnten Jahr in der Taufgnade entschlafen."

**) Nach Navarette soll Xavier oft gesagt haben: so lange man ihnen die

ich es mehr als zur Genüge erfahren habe. Laßt sie wissen, daß der einzige Weg, Eure Gunst zu erlangen, darin besteht, so viel Christen als möglich zu machen. Wenn Ihr das gelobt, so werden viele Könige Malabars und das ganze Vorgebirg Kumari in Einem Jahre sich bekehren. Der einzige Grund, warum nicht Jedermann in Indien die Gottheit Christi anerkennt, liegt in dem Umstand, daß der Vicekönig, der diese Pflicht vernachläßigt, von Euch nicht gestraft wird." Wie wird der gute Mann jetzt lächeln, wenn er sich noch an diesen Brief erinnert!

Ein anderes Schreiben an Ignatius Loyola, den „Vater seiner Seele", vom 14. Jan. 1549 läßt tief in sein umgetriebenes Herz blicken. Er beschreibt darin die unglaubliche Abneigung der Indier gegen das portugiesische Christenthum, sowie die Unbeständigkeit der Neubekehrten und klagt über die Schwierigkeiten der Sprachen. Uebrigens seien die Indier so unwissend, daß den Missionaren nicht Wissenschaft, sondern allein Tugend noth thue, namentlich Gehorsam, Demuth, Beharrlichkeit, Geduld, Liebe, Keuschheit, auch Leibestraft und Geschäftsklugheit. „Die christliche Religion wird uns, die wir hier sind, nicht überleben, daher Brüder nachgeschickt werden müssen. Mit den Studien der Seminaristen geht es langsam, unsere indischen Zöglinge passen nur, um die häuslichen Geschäfte zu verrichten. Weil nun die Eingebornen das Christenthum wie den Tod hassen, um der Sünden willen von Portugiesen begangen, geht alle unsere Arbeit darauf hin, diejenigen zu bewahren, die schon Christen geworden sind. Die Portugiesen behandeln die Bekehrten mit Verachtung und Bedrückung. Daher gehe ich fort nach Japan, wo es keine Muhammedaner, Juden und Christen gibt; drei japanische Zöglinge, die ich von Malakka mitgebracht habe, feuern mich zu diesem Versuche an. Wenn ich einmal deiner, Gesellschaft Jesu! vergesse, so werde auch meiner Rechten vergessen!"

Im April 1549 ist er dann nach Japan gefahren, wo er Menschen finden durfte, wie er sie im Grunde doch immer suchte, „Leute, die sich durch die Ueberzeugung, nicht wie in Indien durch bloße Aussicht auf Gewinn zu Christo führen lassen. Diese Japaner folgen dem natürlichen Lichte mehr als alle andere Menschen."

Muskete nicht vorhalte, lassen sich keine rechten Christen erzielen. (Steinmetz, Hist. of the Jesuits. Lond. 1848. I. p. 437.)

Zwei Jahre hielt er sich dort auf, ohne doch die Landessprache zu erlernen, daher er äußerte: er selbst richte nichts aus, öffne aber doch den Weg für seine Nachfolger. Zu solchen empfahl er, beiläufig gesagt, Niederländer und Deutsche, weil sie abgehärteter seien als die südeuropäischen Missionare.

Im Januar 1552 landete er wieder in Kotschi, wo er wenig Freude, nur Händel und Verwirrung vorfand. Daher bat er Loyola, die nach Indien ausgehenden Brüder doch strenger zu prüfen, die Versuchung zur Weichlichkeit und Weltlust sei so groß. Bereits habe er zwei Brüder (? Morales und Gonzalez) *) aus der Gesellschaft ausstoßen müssen, und er fürchte, noch mehrere werden zur Entlassung reif sein. Er meint, es seien schon viele in den Orden aufgenommen und werden es noch immer, die besser draußen bleiben; namentlich sei kein Mann von jüdischer Abstammung zuzulassen (wir hören da den Spanier von reinem Blute), oder der seine Begierden nicht zu zähmen wisse, all das auf die Gefahr hin, am Ende allein übrig zu bleiben. **) Die von ihm Entlassenen verbot er jedem Bruder wieder aufzunehmen, oder auch nur zu beherbergen, und wenn der Vicekönig und ganz Indien Fürbitte für sie einlegen wollten. „Um Alles sollen nur die Brüder in keine weltlichen Händel sich verstricken lassen!" (Ahnte er vielleicht, daß er selbst hierin schon zu viel gethan habe?)

Nachdem er sodann Gaspar Barzäus zu seinem Stellvertreter in Goa ernannt, machte er sich (April 1552) auf die letzte Reise; mit zwei Gefährten will er China besuchen und erfährt, daß „der Teufel den Eingang in dieses Reich auf jede Weise zu verhindern trachtet." Wohl hätte er gewünscht, seinem Jesu noch länger zu

*) Dr. Hahn in seiner „Geschichte der katholischen Missionen" nennt Manfilla und Gomez.

**) Einer seiner Nachfolger variirt dieses Thema in einer von Missionsgesellschaften noch jetzt zu beherzigenden Ausführung: „Wir brauchen Leute wie Gideons Krieger, wenige, aber starke Helden, in strenger Manneszucht gehalten, die von der Welt nicht mehr trinken, als hinreicht den Durst zu löschen, und für die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten ihre irdenen Gefäße hinwerfen und zertrümmern. Weil aber der Streit im Dunkel der Nacht geführt wird, so sind die Lampen des Glaubens und der Liebe anzuzünden; denn gefährlich ists zu kriegen ohne Licht. Auch die Trompeten der Weisheit und des Wortes Gottes sind mitzubringen, damit die Teufel verscheucht und unsers Herrn Jesu Name überall verherrlicht werde."

dienen, doch ist ihm (13. November) diese Sehnsucht von der brennenden Begierde nach Seiner Gegenwart bereits verschlungen. Nach einem kurzen Fieber entschlief er 2. Dez. 1552 in einer elenden Hütte auf der Insel Sanschan, indem er den Jüngern seines Ordens den Eintritt in das chinesische Reich als sein Legat hinterließ. Er starb zur rechten Zeit, denn Ignatius hatte schon den Brief geschrieben, der den Jünger bei seinem Gehorsamsgelübde beschwor, nach Europa zurückzukehren.

Gewiß ein innig frommer, grundredlicher Mann, so vielfach er auch in seinen Mitteln fehlgriff! Er war oft so ins Gebet vertieft, daß er mit dem Fuß an Steine stieß, oder auf die Knie fallen und ausrufen konnte: O HErr, genug, mehr als genug von Seelenwonne! Auch im Schlafe sollen ihm oft Gebetsseufzer entfahren sein: O HErr, o gütiger Jesu! O mein Schöpfer! — Die zehn Wunder aber, auf deren Grund er 1622 zum Heiligen erklärt wurde, sind nicht erwiesen (Todtenerweckungen 2c.), und einige derselben scheinen uns geradezu lächerlich. Was soll man auch davon halten, daß er beim Messelesen eine Elle hoch vom Boden aufgehoben wurde, oder daß er, der nie Tamil oder Japanisch erlernt zu haben bekennt, „eine Sprachengabe besaß, vermöge deren er so geläufig und elegant redete wie die Eingeborenen, und wenn Leute verschiedener Zungen seine Zuhörer waren, von ihnen verstanden wurde, als höre ihn jeder in seiner eigenen Sprache reden!“ Es scheint, der Orden wollte nun einmal einen gefeierten „Apostel Indiens“ haben, und es gelang ihm, den im Leben vielfach hart getadelten und scharf kritisirten Mann nach seinem Tode zum Mustermissionar und Schutzheiligen der Glaubenssache zu stempeln.

Ein Theolog war er nicht. In seiner Christenlehre für die Molukken behauptet er z. B.: „Bei Annäherung des Weltendes werden alle noch lebenden Menschen sterben; auch die Vollkommenen müssen dann den Tod kosten und so mit den Uebrigen erweckt werden!“ Von protestantischem Sauerteig ist bei ihm nichts zu verspüren, obgleich schon vielfach behauptet worden ist, er sei eben um desselben willen in die ferne Heidenmission geschickt worden. Uns will scheinen, daß seine Bibelkenntniß nie eine eingehende gewesen sein kann, daher die Ketzerei, von deren Schlingen ihn Ignatius auf der Pariser Universität errettet haben soll, mehr in Freigeisterei und Weltliebe als im Geschmack am Evangelium bestanden haben

mag.*) Wohl lehrt er einmal ein schönes Gebet: „Wäge, o HErr, meine Sünden auf der Wage der Verdienste des Leidens und Todes meines Herrn Jesu Christi, und nicht meiner geringen und nichtswürdigen Verdienste ab, so werde ich von der Macht meines Feindes frei sein und zum Genusse der ewigen Freuden des Paradieses eingehen. Amen." Darauf folgt dann aber ein Gebet zu der h. Jungfrau, als „der Hoffnung der Christen", zu Michael, dem h. Schutzengel ꝛc. Unter Vergebung der Sünde versteht er nur die priesterliche Absolution, welche den Büßenden die Gnade Gottes wieder eingießt; und „wenn die Heiligen statt unser leiden oder ihre vergangenen Leiden für uns aufopfern, so werden wir von Schuld und Strafe befreit." Doch kommt er, wie sein Lehrer Ignatius, immer wieder auf die Liebe zurück, die uns zuerst geliebt und damit uns bewegt, zieht, treibt und entzündet, wieder zu lieben. Darum bleibe er uns werth mit allen seinen Mängeln!

Zwei Jahre nach seinem Tode schätzte Pater Brandon die Christen der Fischerküste auf 12,500, oder die der Malabarküste ein gerechnet, auf 20,000.**) Sie haben ihr katholisches Christenthum bis heute festgehalten, ohne aber auf ihre Nachbarn merklichen Einfluß auszuüben. Doch wird Xaviers Bild in der Nähe des Kaps Kumari auch von Heiden verehrt, welche die Kapelle den Tempel des großen Padre (peria padri ambalam) nennen.

*) Loyola soll den Studenten bei seinem Ehrgeize gefaßt haben, indem er diesem ein weiteres Ziel steckte, als sich durch literarischen Ruhm erlangen ließ (Steinmetz I, 291). Man nehme dazu, daß Xavier in Paris über den Aristoteles Vorlesungen hielt, und dabei solchen Staat machte und so viel Geld brauchte, daß sein Vater ihn schon zurückzurufen gedachte (Tursellini p. 9 ff.), so wird man in den Gefahren, aus denen Loyola ihn herausriß, keinen Anhauch lutherischen Geistes vermuthen können.

**) Dr. Hahn läßt ihre Zahl in den nächsten 50 Jahren auf 300,000 Seelen anschwellen, die „Alle — bei geringer Bildungsfähigkeit — eine große Frömmigkeit hatten;" es ist das eine der vielen Mythen dieses unkritischen Werkes. Der ebenso unzuverlässige Dr. de Djunkovskoy aber behauptet (in seinem Dict. des Miss. cath. Paris 1863), „daß es nur ein Vierteljahrhundert bedurfte, um die glänzendsten Missionen des h. Xavier zu ruiniren." Wir überlassen es den beiden Lobrednern der katholischen Missionen, diese Differenz auszugleichen.

Arbeiter in der Tamil-Mission.

Bekannt ist, daß die vielnamigen Stämme, welche das weite Indien bewohnen, sich hauptsächlich in zwei große Zweige theilen, die arische und die drawidische Bevölkerung. Es scheint jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die letztere einmal so ziemlich das ganze weite Land vom schneebedeckten Himalaya bis zum Vorgebirg Kumari (Komorin) eingenommen hatte: ein Jäger-, Fischer- und Hirtenvolk, das auch den Ackerbau betrieb, beherrscht von Stammesältesten und kleinen Fürsten, jedoch fast mehr noch von Dämonen, die es wegen ihrer Macht, zu schaden und zu segnen, nach Kräften zu versöhnen trachtete. Ihre Verwandten finden wir nach den Vergleichungen, welche die Sprachen bieten, in den Scythen oder Turaniern, mit welchen die alten Perser zu kämpfen hatten, sowie besonders in den finnischen Völkern, welche einst auch Mitteleuropa durchstreiften.

Durch die Einwanderung der japhetischen Arier wurde diese drawidische Urbevölkerung theils verdrängt, theils unterworfen und assimilirt. Dieß geschah besonders im Lande der großen Stromgebiete des Indus und Ganges, wo sie in Masse eindrangen, daher sich dort nur spärliche Ueberreste drawidischer Sprachen bei kleinen Gebirgsvölkern (wie in den Radschmahal-Bergen Bengalens, bei den Brahuis im Westen des Indus ꝛc. ꝛc.) bis heute erhalten haben. Im Süden aber des großen Windhja-Gebirges, in der Halbinsel Dekkan (Südland) haben die Arier mehr nur durch Kolonien ihrer Fürsten und Weisen ihren Einfluß verbreitet; Heiligthümer der Brahmanen und Höfe von Kschatriya- und Drawida-Königen in bunter Mischung wurden die Mittelpunkte einer neuen Civilisation, welche zum Theil merkwürdige Compromisse mit dem altdravidischen Herkommen schloß, und in vielen Gebieten nur theilweise durchdrang. Hier wurde die drawidische Sprache in mehreren Dialekten, wie Telugu und Karnataka sammt Tulu im Norden, Tamil und Malayalam im Süden, mit dem Sanskrit der Eindringlinge verquickt und zur Schriftsprache herangebildet. Fortan nahmen diese Länder an allen innern und äußern Kämpfen des eigentlichen Indiens lebhaften

Copyright 4/1999 XxyMaster GmbH www.xxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset